

Prof. Dr. Rolf Schieder, *Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin*

10. Sonntag n. Trinitatis, 20. August 2017, 18 Uhr

Predigt über Johannes 2, 13-22

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Der Predigttext findet sich im Evangelium des Johannes im 2. Kapitel:

Und das Passahfest der Juden war nahe und Jesus zog hinauf nach Jerusalem. Und er fand im Tempel die Händler, die Rinder, Schafe und Tauben verkauften, und die Wechsler, die da saßen. Und er machte eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus samt den Schafen und Rindern und schüttete den Wechslern das Geld aus und stieß die Tische um und sprach zu denen, die die Tauben verkauften: Tragt das weg und macht nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus! Seine Jünger aber dachten daran, dass geschrieben steht: ‚Der Eifer um Dein Haus wird mich fressen!‘ Da antworteten nun die Juden und sprachen zu ihm: Was zeigst Du uns für ein Zeichen, dass Du dies tun darfst? Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Brecht diesen Tempel ab und in drei Tagen will ich ihn aufrichten. Da sprachen die Juden: Dieser Tempel ist in sechsundvierzig Jahren erbaut worden, und du willst ihn in drei Tagen aufrichten? Er aber redete von dem Tempel seines Leibes. Als er nun auferstanden war von den Toten, dachten seine Jünger daran, dass er dies gesagt hatte, und glaubten der Schrift und dem Wort, das Jesus gesagt hatte.

Liebe Gemeinde,

Konsumtempel schießen weltweit wie Pilze aus dem Boden. „Shopping ist gut für die Seele!“ – mit solchen Sätzen ermuntern Verkäuferinnen ihre Kunden zum Kaufen. Geld ist der Gott, für den viele Menschen vieles zu opfern bereit sind. Der Kapitalismus, so seine Kritiker, ist zu einer maßlosen Religion geworden – ein Moloch, der die Lebensgrundlagen unserer Kinder und Kindeskinde aufzuzehren und zu zerstören droht. War Jesu Protest gegen die Kommerzialisierung des Tempels in Jerusalem also zwecklos? Ist das Gegenteil von dem eingetreten, was er wollte?

Was würde Jesus heute etwa zum Berliner Dom sagen? Ein Kaufhaus ist er zwar nicht, aber durchaus eine Touristenattraktion mit Domshop und Café. Würde er vielleicht sagen: „Wie könnt Ihr es wagen, aus einem Gotteshaus ein Museum zu machen, ein Konzerthaus und einen Theatersaal?“ Und wenn er dann beginnen würde, mit Gewalt den Sicherheitsdienst aus dem Dom zu verjagen und den Ticketbereich verwüstete, dann riefen die für den Dom Verantwortlichen die Polizei und erstatteten Anzeige gegen den Ruhestörer. Und jeder hätte Verständnis dafür. Denn symbolische Aktionen wie eine „Tempelreinigung“ ändern die Strukturen des Wirtschaftens nicht nachhaltig.

Trotzdem empfinden wir wohl alle Sympathie für den „heiligen Zorn“ Jesu. Dass er einmal nicht als der sanfte, liebe und leidensbereite Heiland dargestellt wird, hat etwas Befreiendes. Zornig und unbeherrscht wirkt er. Nicht umsonst erinnern sich die erschrockenen Jünger an den Psalm 69 in dem es durchaus selbstkritisch heißt: „Der Eifer um Dein Haus wird mich fressen!“ Jesus wirkt wie eine Mischung aus dem Ablasskritiker Luther und dem Kapitalismuskritiker Marx. Gern lassen wir uns von seinem Ärger anstecken und stimmen mit ihm darin überein, dass ein Gotteshaus nicht zu einem Kaufhaus gemacht werden darf! Angesichts fortschreitender Ökonomisierung unserer Lebenswelten, in der alles seinen Preis zu haben scheint und in der alles nur noch nach Wirtschaftlichkeitskriterien beurteilt wird, ist uns der Aufruhr, den Jesus im Jerusalemer Tempel verursacht, mehr als verständlich. Wenn überall, ob in den Parlamenten, den Familien, den Schulen, den Kirchen nur noch ökonomisch gedacht wird – und darüber der Eigensinn von Politik, Fürsorge für die nächste Generation, Bildung und Religion auf der Strecke bleiben, dann ist

eine Welt aus den Fugen geraten, dann hat sie ihre Balance verloren und taumelt einem ungewissen Schicksal entgegen.

Jesu Gewaltakt im Tempel war nicht gegen den Tempel gerichtet – vielmehr setzt er sich für den rechten Umgang damit ein. Um die Wiedergewinnung seines ursprünglichen Sinnes ging es ihm. Sein Protest gegen den Missbrauch zielte auf die Wiederherstellung seines angemessenen Gebrauchs. Für Jesus war es ebenso selbstverständlich wie für das jüdische Volk, dass man sich dreimal im Jahr zu einer Wallfahrt nach Jerusalem aufmachte. Fröhlich und ausgelassen feierte man die Befreiung aus der Sklaverei beim Passahfest oder dankte für eine reiche Ernte beim Laubhüttenfest. Die Wallfahrten zum Jerusalemer Tempel waren Volksfeste im besten Sinn. Gerne versammelten sich die Menschen in und um den Tempel, um Gott für seine Gaben zu danken. Gerne erinnerte man sich der Geschenke des Lebens und der Freiheit. Der Tempel war aber auch ein Ort, an dem sich das Volk seiner Gemeinschaft untereinander vergewisserte. Wenn man den Berichten glauben darf, dann verströmte er eine Aura prächtiger Schönheit. Der Glanz des Tempels gab den ankommenden Pilgern einen unmittelbaren Eindruck von der Erhabenheit Gottes. Eine ganze Reihe von Ritualen vollzogen die Priester am Tempel, die alle das Ziel hatten, die Beziehung zwischen Gott und seinem Volk zu stärken. Da waren die Dankopfer, mit denen die Gläubigen Gott für all das dankten, was sie als ein Geschenk empfanden: Nachkommen, Wohlstand, Gesundheit. Opfer waren Gaben aus Dankbarkeit. Man gab nicht, damit einem gegeben werde – man gab, weil einem gegeben worden war. Daneben gab es Reinigungsopfer, die dazu dienten, die Beziehung zu Gott wiederherzustellen. Der Tempel war auch ein Ort der Sündenvergebung, der die Möglichkeit des Neuanfangs schuf. Niemandem sollte auf ewig die Gemeinschaft mit Gott verweigert werden.

Als die Evangelien von der sogenannten „Tempelreinigung Jesu“ erzählten, war der prachtvolle Tempel in Jerusalem schon zerstört. Was Jesus in unserer heutigen biblischen Lesung als Unheil vorhersagte, das hatte sich im Jahr 70 n. Chr. schon ereignet. Als Lukas und Johannes ihre Berichte über das Leben Jesu verfassten, lag der Jerusalemer Tempel schon in Trümmern. Im Jahr 70 n.Chr. hatten die Römer jüdische Aufstände gegen die römische Besatzung niedergeschlagen und den Tempel, eines der prächtigsten Heiligtümer der damaligen Zeit, zerstört. Das war eine traumatische Erfahrung für das jüdische Volk.

Man kann sich die Wirkung der Zerstörung des Jerusalemer Tempels auf das jüdische Leben nicht dramatisch genug vorstellen. Die Opfer, die die Gläubigen im Tempel darbrachten, waren ihre Art, sich Gott zu nähern. Der Tempel war der Ort der Gegenwart Gottes. Wenn dieser zerstört war, war dann auch Gott abwesend? Wenn die Vorschriften der Vorfahren, wie man Gott aus Dankbarkeit oder aus Reue eine Freude machen kann, an ausgeklügelte Tieropferrituale am Tempel gebunden waren – was sonst konnte man tun, um eine Gottesbeziehung zu pflegen oder eine gestörte Beziehung wiederherzustellen? Wir mögen heute froh sein, dass unsere Gotteshäuser keine Schlachthäuser mehr sind, und die Priester keine Metzger mehr. Blut war in der Antike eine heilige Flüssigkeit, deren Anblick nicht Ekel hervorrief, sondern das als ein magisches Mittel der Reinigung verstanden wurde. Das öffentliche Opfer konfrontierte alle mit den Bedingungen des Lebens.

Die Zerstörung des Tempels schockierte auch die ersten Christen, nahmen diese doch auch nach Jesu Tod noch ganz selbstverständlich an den Wallfahrten zum Tempel teil, wie etwa die Pfingsterzählung zeigt. Für Juden wie für Christen war die Zerstörung des Tempels einschneidend: Tieropfer waren keine Möglichkeit mehr, mit Gott in Beziehung zu treten. Juden wie Christen verzichteten nach der Zerstörung des Jerusalemer Tempels auf die Einrichtung von Opferkultstätten. Synagogen und Kirchen ersetzten den Tempelkult. Nicht mehr durch kultische Opferhandlungen, sondern durch das Studium der Heiligen Schriften suchte man von nun an die Nähe Gottes.

Einen wesentlichen Mentalitätswandel leitete der Apostel Paulus ein. Im 12. Kapitel des Römerbriefes schreibt er: „Gebt *euren Leib* hin als ein Opfer, das lebendig, heilig und Gott wohlgefällig ist. Das sei euer vernünftiger Gottesdienst.“ (Röm 12,1) Es ist kein Tempel, kein Zentralheiligtum mehr nötig, um Gott etwas von dem zurückzugeben, was wir von ihm empfangen haben. Nicht das Tieropfer ist gottwohlgefällig, sondern das Selbstopfer aus Dankbarkeit. Dazu braucht es weder heilige Orte noch

heilige Zeiten. Im Alltag der Welt dienen wir Gott – fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet. (Röm12,12).

Aber selbst wenn der Tempel als Kultstätte für Tieropfer für immer dahin war, so blieb doch für Juden wie für Christen die Hoffnung wach, dass eines Tages, wenn der Messias kommen wird, alle Völker der Welt Wallfahrten nach Jerusalem unternehmen werden. Jerusalem war nicht mehr nur ein Ort auf der Landkarte: das himmlische Jerusalem war ein Sehnsuchtsort für Juden wie für Christen. Ein Tempel, so der christliche Glaube, ist im himmlischen Jerusalem freilich nicht mehr nötig, denn Gott selbst wohnt bei den Menschen.

Wenn Christen Jahr für Jahr am 10. Sonntag nach Trinitatis an die Zerstörung des Tempels in Jerusalem erinnern, so erinnern sie sich immer auch ihrer Verwurzelung in der jüdischen Tradition. Auch die jüdischen Gemeinden gedenken jährlich in den Augusttagen der Zerstörung des Jerusalemer Tempels. Man könnte also das christliche Gedenken durchaus als einen Akt geschwisterlicher Solidarität deuten. Die Predigtpraxis in den Kirchen sah oft leider anders aus: Die Zerstörung des Tempels wurde von christlichen Predigern häufig als gerechte Strafe Gottes an den Juden gedeutet: diese seien nun das verworfene Volk, während die Erwählung an die Christen übergegangen sei. Nicht Mitgefühl und Solidarität, sondern Schadenfreude und Überheblichkeit prägten nicht selten das christliche Gedenken. Es dauerte lange, bis sich bei Christen die Einsicht durchsetzte, dass nach biblischem Zeugnis Gott seinem Volk Israel die Treue hält. Die Kirche Jesu Christi ist nicht das neue Volk Gottes, das an die Stelle des alten getreten ist – so wie man ein altes Auto durch ein neues ersetzt. Vielmehr ist die Kirche Jesu Christi – wie Paulus es ausdrückt - nur ein neuer Zweig an einem Weinstock, der ohne seinen Jahrtausende alten Wurzelgrund im Glauben des Volkes Israel nicht existieren könnte.

Beim Versuch, unseren Predigttext zu verstehen, kommt es also darauf an, darin die gute Nachricht für Christen wie für Juden gleichermaßen zu identifizieren. Die frohe Botschaft Jesu für Juden wie für Christen bestand darin, dass für eine tiefe Gottesbeziehung ein Tempel nicht nötig ist. So wie Luther einst meinte, man könne auch in einem Schweinestall Gottesdienst feiern, so waren auch die ersten Christen der Überzeugung, dass jeder Mensch ein Tempel sein kann - also ein Ort, an dem man Gott begegnen kann. Nicht in einem Haus wohnt Gott, sondern in den Herzen der Menschen. Wenn es denn so ist, dass wir in einem Tempel Gott für das Geschenk des Lebens danken, und wenn wir ferner den Satz des Paulus akzeptieren, dass unser Leib ein Tempel ist, dann feiern wir Gottesdienst nicht nur an Sonn- und Feiertagen in besonderen Gotteshäusern, sondern dann ist die Art und Weise, wie wir mit uns und unserem Leib umgehen, keine Privatsache, die niemanden etwas angeht, sondern im Umgang mit uns selbst kommt unser Gottesverhältnis zum Vorschein: wie ernst nehmen wir uns selbst als ein Geschenk Gottes? Und wie ernst nehmen wir andere in ihrer Leibhaftigkeit als Geschenke, für die wir Gott nicht oft genug danken können?

Als ich mich auf diese Predigt vorbereitete, sang unten auf der Friedrichsbrücke ein Straßensänger. Ich ärgerte mich über die Lärmbelästigung, wollte gerade das Fenster schließen, als ich beim Blick auf die Brücke bemerkte, dass er vor einer wachsenden Zahl von andächtigen Zuhörern das Lied „Halleluja“ des jüdischen Sängers und Poeten Leonhard Cohen sang. „Preiset den Herrn“ – das Lob Gottes ist offensichtlich nicht an einen Kultort gebunden. Wir selbst sind der Ort, an dem wir singend und betend, hörend und nachdenkend, barmherzig und liebevoll Gott loben. Unser Lob Gottes kann laut sein oder leise – immer sind wir leibhaftig beteiligt.

Als Jesus die Händler aus dem Tempel vertrieben hatte, blieben die für den Jerusalemer Tempel Verantwortlichen beeindruckend gelassen. Von einer Festnahme Jesu wegen Ruhestörung wird nichts berichtet, man erklärte ihn auch nicht für verrückt. Stattdessen sucht man das Gespräch: „Wer hat Dich bevollmächtigt, das zu tun?“ Das ist eine gute Frage. Jesus antwortet auf die Frage nach seiner Vollmacht mit einer merkwürdigen Forderung: „Reiß diesen Tempel ab – und ich werde ihn in drei Tagen aufrichten.“ Seine Gesprächspartner wiesen darauf hin, dass der Bau des Tempels 46 Jahre gedauert habe.

Eine Antwort Jesu ist nicht mehr überliefert. Seine Jünger erinnerten sich nach Jesu Auferstehung wieder daran.

Die Provokation Jesu bestand also nicht nur in der Kultkritik. Er wollte nicht nur den Tempel reinigen. Er fragte viel radikaler: Wo begegnen wir dem lebendigen Gott? Nicht in prächtigen Gebäuden, nicht an beeindruckenden Orten, auch nicht in heiligen Handlungen, die andere für uns vollziehen. Wir begegnen ihm in uns selbst. Wir begegnen ihm im Glauben daran, dass Gott einen Gekreuzigten, also einen nach allen menschlichen Maßstäben Gescheiterten, auferwecken kann. Wir begegnen Gott im Glauben daran, dass bei ihm alles möglich ist. Wir begegnen ihm auch im Abendmahl, das die Gegenwart Gottes leibhaftig spürbar machen soll.

Gerade deshalb sollen wir der ökonomischen Durchrationalisierung unseres Lebens widerstehen, weil das Leben gerade als leibhaftiger Vollzug immer mehr ist als Essen und Trinken. Das Leben ist mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung, wie es Jesus in der Bergpredigt ausdrückt. Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes, heißt es dort weiter. Das heißt nun aber gerade nicht, dass wir unseren Leib vernachlässigen sollten, es heißt vielmehr, dass wir im Umgang mit unserem Leib – wie wir für ihn sorgen, was wir konsumieren – Gott loben sollen. Wenn denn unser Leib ein Ort der Gottesbegegnung ist, dann werden wir viel sorgsamer damit umgehen. Selbstausbeutung ebenso wie die Ausbeutung anderer sind dann nicht nur Menschenrechtsverletzungen, sondern eine Verhöhnung des Schöpfers selbst. Und umgekehrt ist jede kleine Achtsamkeit, jede Freundlichkeit, alle Fürsorge ein „Halleluja“, ein Lob Gottes, das auf einen Tempel nicht angewiesen ist, sondern lediglich auf ein reines Herz und ein tiefes Vertrauen in Gott, dem Vater Jesu Christi und aller Menschen. Deshalb möge der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, unsere Herzen und Sinne bewahren in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.